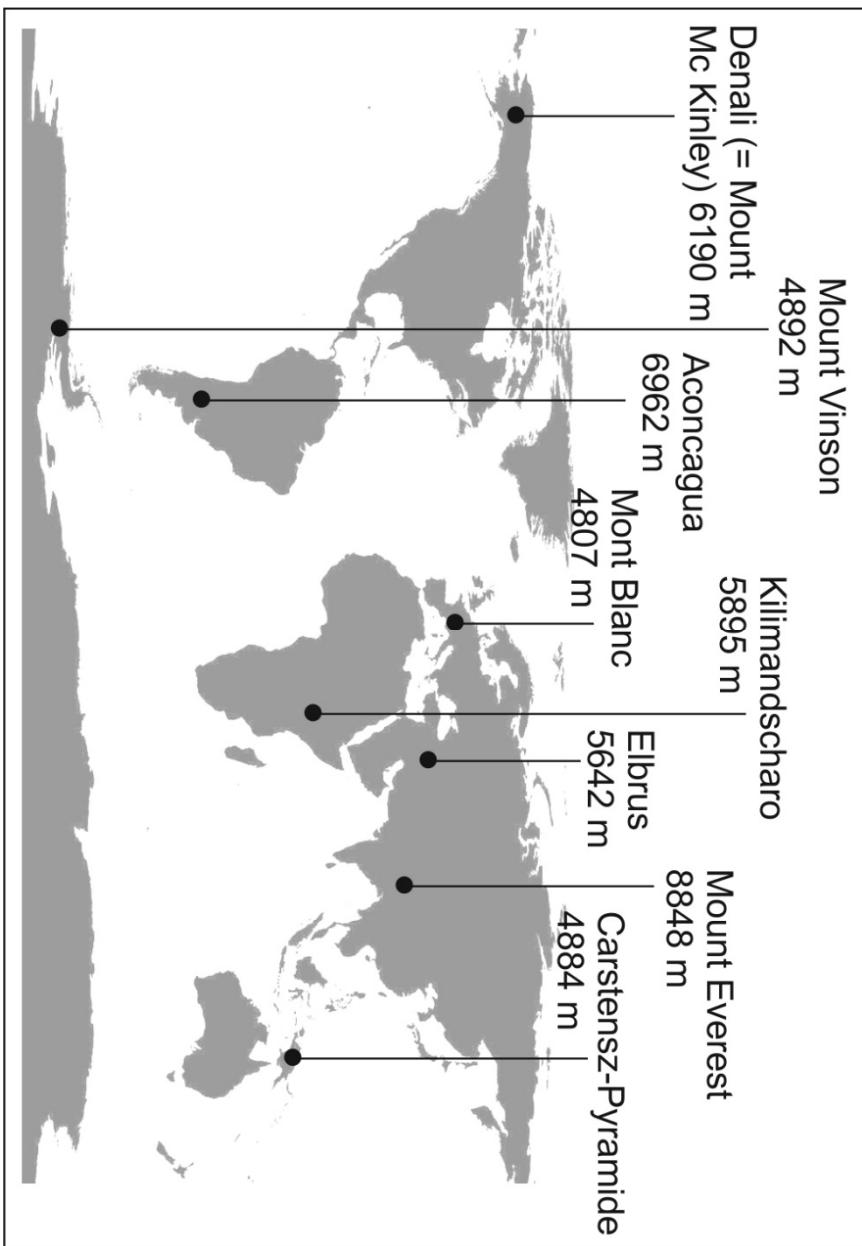


Gregor Hundeshagen

Mein
**SEVEN
SUMMITS
WEG**

Ein Chirurg besteigt
die höchsten Gipfel
aller Kontinente

Manuela Kinzel Verlag

Inhalt

Vorwort	5
Jeder Weg beginnt mit einem ersten Schritt	
Prolog über Afrika	7
Exkurs über die Seven Summits	15
Glück musst du dir erarbeiten	16
Mein Marathon-Weg	22
Freiheit, die ich meine	30
Mont Blanc oder Elbrus? Mont Blanc und Elbrus!	
»Magic Hand«	38
Alte Freunde, neue Pläne	41
Steigeisen, Pickel, Hüftgurt und Seil	45
Nächtlicher Gipfelsturm	48
Eine Expedition auf Russisch	51
Eine Vision nimmt Gestalt an	
Unter »Bergspechten«	60
Ein Benzinbrenner und andere Schwierigkeiten	65
Umkehren oder weitergehen?	75
Ein langer Anlauf	
Die Zeit ist zu kostbar, um sie sich stehlen zu lassen	89
»Gregor, du solltest weniger arbeiten«	92
Mein Sprung über die Gletscherspalte	95
Wege und Kreuzwege	
Ein Gottesberg	99
Andenluft	115
Neue Einsichten	125

Durch den Urwald

Begegnungen mit den Dani	128
Über den Neuseeland-Pass	139
Operationen mit einem Schweizer Präzisionswerkzeug	145

Muttergöttin der Erde

Freie Entscheidungen	159
Wiedersehen mit Kathmandu	162
Eingriff vor Publikum	164
Auf der Nordroute	173
Das höchste Café der Welt	190
Erst wenn du wieder unten bist	210
Bergsteigertragik, Bergsteigerglück	216

Teures Hobby? 224

Epilog 228

Vorwort

*Tu erst das Notwendige, dann das Mögliche
und plötzlich schaffst du das Unmögliche.
(Franz von Assisi)*

Die meisten Bergbücher und Bergvorträge kennen wir von professionellen oder semiprofessionellen Bergsteigern. Dieses Buch dagegen ist aus der Sicht eines kompletten Amateurs geschrieben, der als blutiger Anfänger begann und die kleinen und großen Berge mehr und mehr zu lieben lernte. Ich zeige auf, wie man unter bestimmten Umständen auch als Nicht-Profi sauber bis zum höchsten Gipfel jedes Kontinents hinauf- und – das ist besonders wichtig – wieder herunterkommen kann.

Damit Sie als Leser mich kennenlernen (oder noch etwas besser kennenlernen) und verstehen, unter welchen Voraussetzungen diese mal mehr mal weniger waghalsigen Expeditionen möglich waren, gehe ich auch auf meinen nicht weniger herausfordernden Beruf als Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurg mit zwei eigenen Behandlungszentren in Dessau und Halle ein – und auf meine langjährige Erfahrung im Marathonlauf, die auf meine (ansonsten wenig erfreuliche) Zeit in der NVA zurückgeht. Ein paar Worte zur DDR und wie ich sie erlebte, dürfen da ebenfalls nicht fehlen.

Meine sieben kleineren und größeren Abenteuer (und noch ein paar mehr, quasi außer der Reihe) habe ich nicht nur als sportliche Herausforderung angesehen, sondern auch als spirituelle Reise, als Pilgerweg zu Gott und zugleich zu mir selbst. Denn während der Zeit meines *Seven-Summits*-Weges ist mein privates Leben ein wenig durcheinandergeraten und verlangte nach Neuorientierung.

»Die Symbolik der Berge liegt tief im Menschen verwurzelt, so dass er leicht angestoßen werden kann zu spirituellen Erfahrungen. Man muss nur hingehen, sich öffnen und hineinhorchen in die Bergwelt und die eigene Innenwelt«, schreibt die Theologin Carolin Neuber in »Gottesberge und Bergsteiger«¹. Genau das habe ich getan und beschreibe es hier.

¹ In der Zeitschrift *Geist und Leben* 81/5 (2008) Seite 321–335.

So versteh ich dieses Buch auch als Hommage an die »Schöpfung Berg«. Es soll zeigen, dass ein starker Wille, verbunden mit einem tiefen Glauben, das Unmögliche möglich macht.

Dieses Buch ist ein Dankeschön an Dich, lieber Gott, dass Du mir diesen *Seven-Summits*-Weg gegeben und mir neue Horizonte aufgezeigt hast – in der Hoffnung, dass Du mich auch in Zukunft immer sicher ans richtige Ziel bringst.

Bevor es losgeht, möchte ich aber auch einigen Menschen für ihren Anteil an meinem Erfolg danken. Zuallererst danke ich meiner Mutter für die Liebe zur Natur, die sie in mir geweckt hat, meinem Vater für den eisernen Willen, den er mir gab – und ich danke beiden zusammen für den gelebten Glauben an Gott, den ich nie verloren habe.

Danke allen Freunden, Verwandten und Bekannten für die vielen guten Wünsche, insbesondere die Botschaften über den Internet-Blog, die mir den schweren Weg zum Gipfel des Mount Everest erleichtert haben, und danke für die *eine* Nachricht (der Absender weiß, welche), die mir Flügel verliehen hat.

Mein herzliches Dankeschön möchte ich Dr. Karsten Wagner sagen für seine Ermunterung, meinen Pilgerweg aufzuschreiben, und seine große Unterstützung. Ein ganz besonderer Dank gilt auch meinem Lektor Dr. Stefan Kappner, für die Einblicke in das »Reich« der Schreibenden und seine unermüdliche Arbeit daran, mir für dieses Buch den richtigen Weg zu weisen.

Ich danke meinem Kollegen und langjährigen Freund Dr. Dr. Thomas Paling für seine Unterstützung beim englischen Text und für die Einblicke in die Tiefen der Religiosität, die er mir ermöglichte.

Ein besonders dickes Dankeschön gilt allen Mitarbeitern unserer Praxis, dafür, dass sie mir die Zeit gegeben haben, diesen Weg zu gehen. (Vermutlich tat es manchmal auch gut, wenn »der Alte dann mal weg« war.)

Und danke allen Bergfans unter meinen Patienten, die zu mir gesagt haben: »Kommen Sie heil wieder, wir brauchen Sie noch!«

Dessau, im Mai 2017
Gregor Hundeshagen

Jeder Weg beginnt mit dem ersten Schritt

Prolog über Afrika

Viel grauer Staub war zu sehen, aber auch Sümpfe mit ergiebigen Wasservorkommen für die zahlreichen Wildtiere, die sich von Sauergräsern, Binsen und den salzigen Büschen ernährten. Lichte Wälder aus Akazienbäumen schlossen sich an, die sich nach und nach von ihresgleichen zu lösen schienen und die endlose Savanne in immer weiteren Abständen bevölkerten, bis sie ganz ausblieben und die offene Landschaft sich am Horizont verlor. Und dies alles überragte ein Berg, dessen schneebedeckter Gipfel den Himmel zu berühren schien: der Kilimandscharo.

Der Rundflug über den Amboseli-Nationalpark im Südwesten Kenias war einer der Höhepunkte unserer Afrikareise, mit der wir den Übergang ins neue Jahrtausend feierten. Wir, das waren meine Frau Britta, meine Söhne Gabriel und Simon – damals 13 und 9 Jahre alt –, mein alter Schulfreund Bernd und ein Kollegenehepaar: Kerstin und Karsten. Auch sie hatten ihren Nachwuchs dabei, Sören und Julia.

»Das ist der höchste Berg Afrikas, er liegt in Tansania, direkt hinter der Grenze«, erklärte ich den Kindern, während wir allesamt wie gebannt aus den Fenstern schauten. Viel mehr wusste ich nicht, doch der majestätische Anblick des Bergmassivs berührte mich unmittelbar, wie er dort über der Graslandschaft thronte, mit weißem Haupt und von einem grünen Band umsäumt. Er schien mir etwas Besonderes zu sein – ganz anders etwa als die vielen, dicht beieinanderliegenden Gipfel der Alpen. Einzigartig, wie er war, passte er zu dem einzigartigen Ereignis, das wir begangen, Silvester 1999.

Doch auch nach dieser Reise, und als wir uns schon an die ungewöhnliche neue Jahreszahl gewöhnt hatten, blieb die Faszination für diesen Berg erhalten. Und das galt nicht allein für mich. Auch Karsten als eingeschworener Afrika-Fan war begeistert. Fast gleichzeitig kamen wir auf die Idee, seinen 40. Geburtstag auf dem höchsten Punkt Afrikas zu feiern. Das klang zunächst verrückt, Bergsteiger war schließlich keiner von uns. Doch ich zweifelte nicht daran, dass Karsten das notwendige Durchhaltevermögen für eine solche Unternehmung mitbrachte.

Erst zwei Jahre zuvor hatte ich Karsten für das Laufen begeistern können. Wir hatten schon viel gemeinsame Zeit laufend auf wunderschönen Strecken entlang von Mulde und Elbe verbracht – und das, obwohl unser erster gemeinsamer Lauf Chaos pur gewesen war. Im hügeligen Gelände rund um die oberpfälzische Wutzschleife hatten wir uns verlaufen, und was ein lockerer Silvesterlauf als Saisonabschluss für mich und als Auftakt zu einer neuen sportlichen Herausforderung für ihn werden sollte, endete mit einer Gewaltaktion über mehr als 25 Kilometer. Karsten war so kaputt, dass er mich fragte: »Kannst du mich nicht ein Stück tragen – zumindest bergauf?«

»Nein, dafür bist du mir einfach noch zu schwer!«

Aber irgendwie schaffte er es doch, sogar die Feier der Silvesternacht, bis zum Schluss.

Umso mehr sprach es für Karsten, dass er schon ein Jahr später zu seinem ersten Marathon antrat und nicht nur ankam, sondern sogar unter vier Stunden blieb.

Wenn Karsten nun also vorschlug, am 1. September des Jahres 2000 auf den höchsten Berg Afrikas zu steigen, dann meinte er es ernst. Vor meinem inneren Auge tauchte erneut die großartige Landschaft Afrikas auf, mittendrin dieser schneedeckte Kegel – und ich konnte es kaum erwarten.

Die Geschichten meiner Bergbesteigungen handeln stets auch von den Menschen, die sich mit mir gemeinsam auf den Weg machten. Bei dieser ersten Tour war es – neben Karsten – dessen Freund Micha, der schon lange geplant hatte, den Kilimandscharo eines Tages von oben zu sehen. Vierter im Bunde war Tilman, ein befreundeter Kardiologe aus den alten Bundesländern, der als passionierter Langstreckenläufer nicht nur die nötige Fitness, sondern auch bereits einige Erfahrung am Berg mitbrachte. Ich hatte ihn über seine Frau Ellen kennengelernt, die sich in unserer Kirchengemeinde engagierte. Als Naturfreak im Westen aufgewachsen, wusste er viel über den großen Teil der Welt zu berichten, der uns anderen erst seit der Wende zugänglich geworden war.

Ich fragte auch meinen Freund und damaligen Haustechniker Olli. Wir kannten uns ebenfalls über die Kirchengemeinde, unsere Familien waren befreundet, und ich wusste, dass er immer für ausgefallene Aktionen zu haben war.

Wie mein Studienfreund Olaf zu der Gruppe stieß, verdient eine längere Einleitung. Sie hat mit einem festen Freundeskreis zu tun, der sich während meines Studiums gebildet hatte, und der in diesem Buch noch häufiger erwähnt wird: Als »Elferrat« hatten wir den jährlichen Fasching der Medizinischen Akademie Dresden organisiert – ein Highlight im studentischen Nachtleben, das uns zusammengeschweißt und stabile Freundschaften hervorgebracht hatte. Mitte der 80er Jahre engagierten wir Bands, ließen Studenten der Hochschule für bildende Künste das Bühnenbild gestalten, schrieben Büttenreden, drehten Super-8-Filme, wählten die Professoren aus, die an der Seite unserer hübschesten Studentinnen die Faschingsprinzen sein sollten, und waren bekannt für die legendärsten Nachfeten.

Seit unser Studium zu Ende gegangen war und wir verstreut über die DDR und später ganz Deutschland unserem Beruf nachgingen, trafen wir uns jedes Jahr zum Himmelfahrtswochenende, immer an einem anderen Ort, um zu feiern, alte Zeiten hochleben zu lassen – und den einen oder anderen Plan auszuhecken. An Himmelfahrt des Jahres 2000 also war es wieder so weit. Diesmal waren wir ins Tiroler Stubaital gefahren. Zu elf saßen wir zusammen, und Olaf und ich kramten in Erinnerungen, als mir nach dem ich-weiß-nicht-wievielen Bier etwas einfiel: »Hey Olaf, im September steige ich auf den Kilimandscharo. Wie sieht's aus, kommst du mit?«

Es dauerte keine fünf Sekunden und er sagte: »Ja, mach' ich!«

Nun ja, das war in Bierlaune gesagt, und Olaf mit seinem kleinen Bäuchlein war nicht gerade als ambitionierter Sportler bekannt – darum gab ich nicht viel darauf. Aber er meinte es ernst und griff sofort zum Handy, um seine Frau anzurufen und ihr seinen Entschluss mitzuteilen. Dabei vergaß er natürlich, dass es erst nachmittags um drei war, er schon einige Bierchen intus hatte und dass seine Frau, die eine Apotheke betrieb, vielleicht gerade mitten im Alltagsstress hinter ihrer Verkaufstheke stand.

Das Gespräch war intensiv, aber kurz! Ilona war tatsächlich mitten im Beratungsgespräch – die Apotheke voller schmerzgeplagter Patienten – und wenig empfänglich für die Nachricht ihres Göttergatten, er steige im Herbst auf den Kilimandscharo. Sie blieb stumm und legte auf – nicht nur, weil sie sprachlos war, sondern weil eine adäquate Antwort kaum dienlich fürs Apothekergeschäft gewesen wäre. So jedenfalls rekonstruierten wir die Situation im Nachhinein.

Mont Blanc oder Elbrus?

Mont Blanc und Elbrus!

»Magic Hand«

Im Jahr 2002 suchte das katholische Hilfswerk Misereor nach Ärzten verschiedener Fachrichtungen, die bereit waren, nach Nepal zu reisen, um sich dort im Distrikt Ghorka um die medizinische Versorgung der Ärmsten der Armen zu kümmern. Tilmans Frau Ellen, ihres Zeichens Arbeitsmedizinerin und aktives Mitglied unserer Kirchengemeinde, hatte den Aufruf an mich weitergeleitet. Spontan ließ ich mich auf das Abenteuer ein und fragte wieder einmal meinen damaligen Haustechniker Olli, ob er nicht mitkommen wolle. Das Konzept der Hilfsaktion sah vor, dass man den Trip selbst finanzierte und auch das notwendige Equipment mitbrachte. Alleine wäre der Transport des Equipments unmöglich gewesen.

»Hättest du Lust, in ein fernes Königreich zu reisen?« (Erst 2008 wurde die Monarchie in Nepal abgeschafft.)

Olli schien nicht abgeneigt zu sein.

»Würdest du in diesem Fall nicht nur als technischer Mitarbeiter, sondern auch als zahnärztliche ›Helferin‹ fungieren?«

»Warum nicht?«

Worauf er sich im zweiten Teil seiner Zusage einließ, ahnte er wohl höchstens.

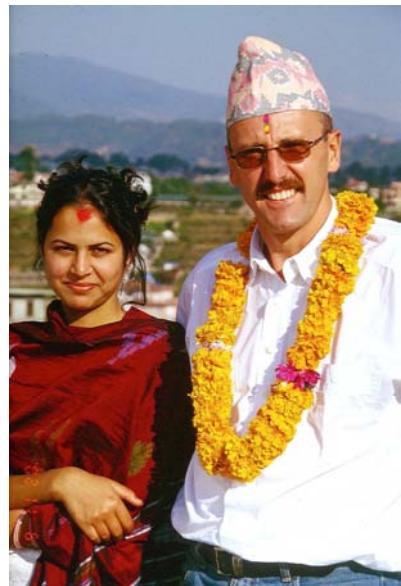
Unsere Reise wurde ein voller Erfolg. Partner vor Ort war eine nicht-staatliche nepalesische Organisation, das *Center for Community Development & Research* (CCODER), das der Arzt Govinda Prasad Dhital gegründet hatte. Im Crashkurs wurde »Bruder Olli« zum perfekten Zahnarzt- und OP-Helfer ausgebildet. Auf unserem »Mobile Health Trek« zogen wir durch das Bergland im Distrikt Gorkha, am Fuße des achthöchsten Berges der Erde, dem Manaslu (8163 Meter). Gemeinsam mit Olli, der für die professionelle Vor- und Nachbereitung der Operationen sorgte, und Govindas hübscher Tochter Jyoti, die simultanübersetzte und mir ebenfalls assistierte, konnte ich dort vielen Menschen helfen. Ich erfuhr eine Dankbarkeit, die ich niemals wieder in dieser Form erlebt habe.



Beim Misereor-Hilfseinsatz in Nepal, November 2002. Rechts Jyoti, Govinda Prasad Dhitals Tochter, die vor Ort als Helferin und Dolmetscherin tätig war.



Mein Haustechniker Olli mit dem Leiter des Center for Community Development & Research (CCODER), Govinda Prasad Dhital, in Nepal, November 2002.



Mit Jyoti bei der Feier des Tihar-Festes in Govindas Garten, 2002.

Govinda gehört der Brahmanen-Kaste an. Wegen meiner schnellen Operationen nannte er mich »Magic Hand« – und verlieh mir während des hinduistischen Tihar-Festes, dem Fest des Lichts, in einer Zeremonie den Namen »Ganesh«. Der fünfte Tag des Tiha wird »Bhai Tika« genannt, das Bruderfest. Govinda lud eine große Gruppe von Ärzten und Helfern zu sich nach Hause ein, und jeder von uns bekam einen Tika-Punkt auf die Stirn, mit verschiedenen andersfarbigen Zeichen darunter – so wie hinduistische Geschwister sich gegenseitig mit Tikas segnen. Außerdem wählte er für jeden einen Götternamen. Mit dem Namen »Ganesh« weihte er mich gleichsam dem Gott Ganesha, dem »Herrn der Hindernisse«, der zu den populärsten Hindugöttern Nepals und Indiens gehört und an seinem Elefantenkopf leicht wiederzuerkennen ist. Ganesha steht für Güte und Menschlichkeit, aber auch für Klugheit, Witz und Humor – ich konnte also durchaus stolz darauf sein, mit ihm als Namenspatron in Verbindung gebracht zu werden.

Einige Tage hielten wir uns auch in Kathmandu auf, besuchten dort Schulen, Krankenhäuser und andere öffentliche Einrichtungen, für die wir Sachspenden mitgebracht hatten. Govinda lud mich zu sich nach Hause ein. Ich erzählte ihm, wie sehr mich Land und Leute beeindruckt hatten: »Mit Freunden und Kollegen gehe ich regelmäßig auf Reisen. Eine Trekking-Tour durch Nepal haben wir aber noch nie gemacht. Das müssen wir unbedingt nachholen!«

»Dabei kann ich dir gerne helfen«, bot mir Govinda überraschend an. So ergab es sich, dass ich ein Jahr später erneut nach Nepal reiste. Diesmal mit einer bunten Truppe aus Elferrats-Freunden, meiner Schwester Carola und ihrem Mann Achim. Wir mussten nur die Flugtickets besorgen, um die Reiseroute kümmerten sich Mitarbeiter von Govinda, als Dankeschön für meine Hilfe im Vorjahr. Es ging über den *Mardi Himal Trek* in der Anapurnaregion, wobei wir uns dem Mardi Himal, der wegen seiner Form auch »Matterhorn des Himalaya« genannt wird, bis über 5000 Meter Höhe näherten – Wasser auf die Mühlen meiner Bergsteiger-Leidenschaft. Zu unserem Programm gehörte sogar ein Ritt durch den Dschungel des Chitwan-Nationalparks – auf dem Rücken von Elefanten. Diese Reise jenseits der üblichen Touristen-Pfade erweiterte unser aller Horizont und ließ Freundschaften wachsen.

»Geh schon mal vor«, gab sie zurück. »Ich löse dich ab.«

Ich kroch aus Schlafsack und Zelt, schaufelte Schnee und fror so hundserbärmlich wie noch nie in meinem Leben.

Dann war es Heiligabend und ich schrieb in mein Notizbuch:

24.12.2010, Freitag: Highcamp Mt. Vinson, 3600 m

Ich wollte Abenteuer und ich habe es satt bekommen!!

Es ist 5.30 Uhr. Ich erwache und fühle mich wie in der engen Röhre eines MRT (bei einer Kopfaufnahme, also bis zum Anschlag drin!). Das gesamte Zelt auf meiner Seite ist eingeschneit, es herrscht ein riesiger Druck auf der seitlichen Zeltwand. Ungeheure Schneemassen mit einem dünnen Häutchen Zelt dazwischen liegen direkt auf meinem Kopf. Ich muss tierisch pinkeln, aber die Pee-Bottle ist voll, sch...

Also raus, irrer Sturm (circa 60 Kilometer pro Stunde, bei minus 20 Grad, mit Windchill-Berechnung: eine gefühlte Temperatur von minus 50,2 Grad!)

Das Pinkeln bereitet schon Stress, dann jedoch gleich Schnee schaufeln. Durch die Anstrengung beschlägt sofort meine Skibrille, vereist dann und ich sehe nichts mehr – scheiß Equipment. Vorher hab ich versucht, eine Schneeschaufel aus dem Küchenzelt zu holen, weiß aber nicht, wo es lang geht, da komplettes Whiteout herrscht! Habe mich auf allen Vieren zum Küchenzelt getastet, Schaufel geschnappt, bin zurückgekrochen und habe blind geschaufelt, bin dann aber zu dicht an das Außenzelt gekommen und habe das Überzelt eingeschlitzt. Bekomme einen Anschiss vom Bergführer: »No go! Don't do that again!«

Inzwischen hilft aber Micha mit und Megan tut, was sie kann. Es ist ein absoluter Stress, blind zu schaufeln, noch dazu bei der eisigen Kälte und den Windgeschwindigkeiten! Alles wird nass. Endlich ist Pause!

Alle Klamotten sind feucht. Der Bergführer entscheidet: Umzug mit allen Sachen in ein anderes Zelt (eines der russischen Expedition, die vor dem Sturm abgestiegen sind). Vorher muss jedoch das kaputte Zelt komplett freigeschaufelt und abgebaut werden.

Jetzt Umzug mit allen Klamotten (Schlafsack, Rucksack, Isomatte, das ganze Equipment), möglichst in Sekundenschnelle. Ich haue alles zusammen und laufe fast blind zum nächsten Zelt. Megan hat schon alles drin. (Na super: Erst nicht richtig mitmachen, dann aber schnell rüber ins neue Zelt.) Ich klatsche alles rein, kann den Reißverschluss kaum öffnen, verliere einen Handschuh und glaube, meine Zehen sind abgestorben!

Ich fühle meine Zehen nicht mehr. Null Gefühl! Da hilft nur noch: Beten!

Ich gehe jetzt mit durchnässtem Klamotten ins Zelt, Isomatte aufblasen, Schlafsack ausrollen und Zehen wärmen. Megan nimmt meine Fußspitzen unter ihre Achseln, feiner Zug, Danke! Aber immer noch kein Gefühl, sie fassen sich an wie ein Stück Holz, Eisen oder Eis? Der eigene Körper wird zum Fremdkörper, grausam. Doch langsam tauen sie auf, bis auf die Spitzen, die bleiben taub.

ICH GLAUB, ICH BRAUCH DAS NICHT AUF DAUER! Und es ist Heiligabend, der 24.12.2010, 16.00 Uhr Ortszeit, Bescherungszeit zu Hause. Langsam wird mir warm. Ich denke: Jetzt ist ein super Zeitpunkt für meine kleine persönliche Bescherung. Habe nur Brittas Geschenk mit ins Highcamp genommen und freu mich doll, es auszupacken! Es sind kleine handgeschriebene Zettel: Ich lese erst zwei, hebe mir die anderen für später auf – und bin glücklich! Dann liege ich im Schlafsack und höre eine halbe Stunde Weihnachtslieder, mit dem letzten »Saft« meines iPods – herrlich!

Ich denke an zu Hause, hoffe, Ihr habt einen entspannten, guten Heiligen Abend und wünsche mir, dass dieser Sturm bald ein Ende hat und am 26.12. endlich der »Summit Day« ist. Merry Christmas!



Tagelang stürmte es im Highcamp des Mount Vinson, bei Außentemperaturen von etwa minus 30° Celsius, Heiligabend 2010.

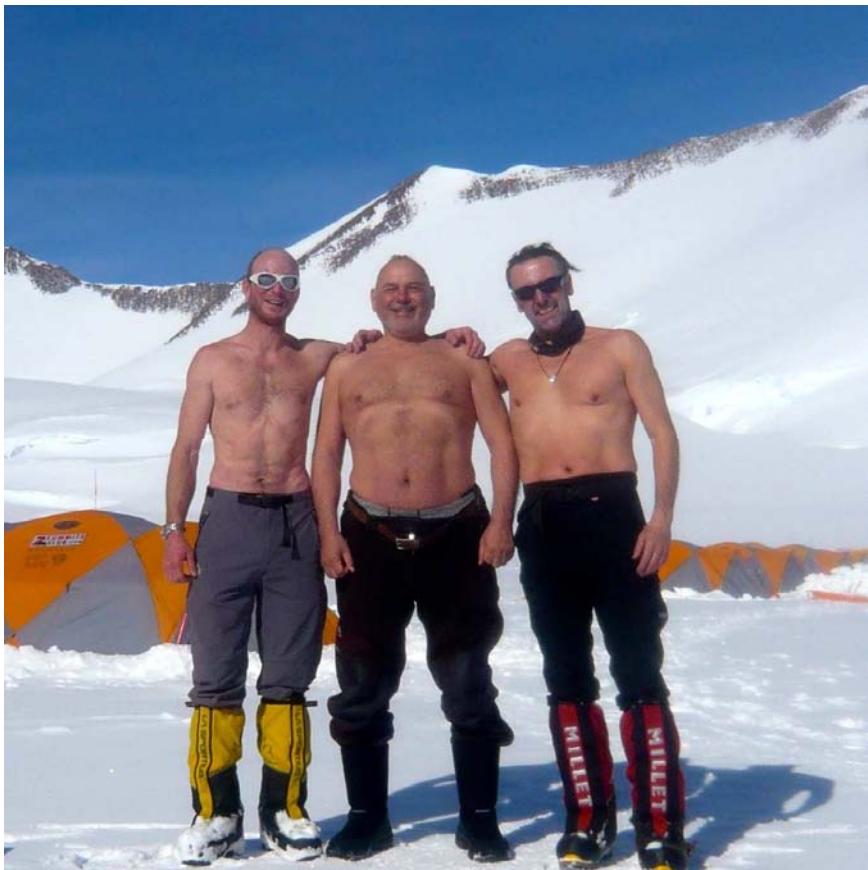


Am 26. Dezember 2010 standen wir auf dem Gipfel des Mount Vinson (4892 Meter): Megan, Gregor und Michael.

Wie in Amerika üblich, feierten wir erst am 25. Dezember Weihnachten, am sechsten Sturm-Tag. Michael überreichte uns Präsente: Toilettenpapier für Megan, ein zweites Paar Handschuhe für mich.

Das größte Geschenk aber kam von anderer Seite: Am Morgen des 26. Dezember, nach sieben Nächten und sechs Tagen, legte sich der Sturm, wie ich es mir gewünscht hatte. Der Aufstieg auf den Gipfel konnte endlich beginnen. Nach sechs Stunden über Eis, Schnee und einen schmalen Grat erreichten wir die Spitze des Mount Vinson um drei Uhr nachmittags. Beim Blick über die eisig-karge, unwirtliche Landschaft kam mir ein Ausspruch des Extrembergsteigers Hans Kammerlander in den Sinn: »Der Gipfel gehört erst dir, wenn du wieder unten bist. So lange gehörst du ihm.« Besonders als Amateur sollte man diese Weisheit selbst beim schönsten Gipfelglück nicht vergessen.

In zwei Etappen kehrten wir ins Basislager zurück, wo wir von Anatoli aus Russland mit freiem Oberkörper begrüßt wurden.



Anatoli aus Russland (Mitte) begrüßte uns am 27. Dezember mit freiem Oberkörper im Basislager. Was er konnte, konnten Michael und ich auch.

Er erzählte uns, dass er Weltmeister im Gewichtestemmen auf Gipfeln sei. Auf die Frage, ob er denn die Gewichte auch auf alle Berggipfel selbst hochtrage, lächelte er nur und zeigte seine Muckis. Ich sagte mir, was der kann, können wir auch – und zog meine Sachen aus. Auch Michael machte mit, nur Megan wollte nicht ...

Erst nach diesem Spaß zückte ich das Geschenk, das mir Simon mit auf den Weg gegeben hatte: eine Zigarre.

»Lass uns auf unseren gemeinsamen Erfolg eine Zigarre rauchen«, lud ich Megan ein.

»I don't smoke«, sagte sie, setzte sich aber neben mich und nahm einen kräftigen Zug fürs Abschlussfoto.

Zurück in Punta Arenas, verbrachte ich den Silvesterabend in einem Hotel am Meer. Eigentlich wollte ich mich mit Megan zur »Big Party« am Abend treffen, aber irgendwie sind wir wiedermal aneinander vorbei ge laufen. Das laute Dröhnen der Signalhörner der Schiffe, die im rauen Pa-



Die Abschiedszigarre mit Megan

zifik direkt vor dem Hotel vor Anker lagen, wird mir ewig im Ohr bleiben.

Nach durchzechter Nacht fuhr ich am Neujahrsmorgen zum Flughafen, zum Treffen mit meinem Freund Alberto und zur Vorbereitung der nächsten Herausforderung auf meinem Pilgerweg zu den *Seven Summits*.

Andenluft

Trotz aller intensiven Vorbereitung und obwohl ich eine erfolgreiche Expedition »im Gepäck« hatte: Für den Aconcagua musste ich mich erst noch akklimatisieren. Als Zweithöchster der *Seven Summits* mit knapp 7000 Meter Höhe überragt er den Mount Vinson um über zweitausend Meter. Um gerüstet zu sein, musste ich mich behutsam an die Höhe herantasten – bei unseren Planungen hatten Alberto und ich das berücksichtigt.

Von Punta Arenas aus flog ich über Santiago de Chile nach Quito. Die Hauptstadt Ecuadors liegt in 2850 Meter Höhe in einem Andenbecken und

Durch den Urwald

Begegnung mit den Dani

Der Weg über die höchsten Gipfel der sieben Kontinente setzt Bergsteiger ungeheuren Anforderungen aus. In der Antarktis und in Alaska, aber auch in den Hochlagen der Anden und des Himalaya muss der menschliche Körper Eis, Schneestürmen und grimmiger Kälte trotzen. Die »grüne Hölle« tropischer Regenwälder mit Feuchtigkeit und schwüler Hitze macht beim Anstieg auf den Kilimandscharo und die Carstensz-Pyramide zu schaffen. Vom Tal zum Basislager, vom Basislager zu den Höhenlagern und schließlich zum Gipfel wechseln Witterung und klimatische Bedingungen oftmals dramatisch. Ist der bloße Marsch hinauf durch steiles, unwegsames Gelände schon anstrengend genug, gilt es zudem, sich binnen weniger Stunden an komplett andere Verhältnisse anzupassen: Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Sonneneinstrahlung – es ist eine Wanderung durch Extreme. Über allem: die Höhenluft, an der schon viele Bergsteiger scheiterten.

Nachdem ich vieles schon am eigenen Leib erfahren hatte, war auch meine professionelle Neugierde geweckt worden. Ich wollte mehr über die medizinischen Aspekte des hochalpinen Bergsteigens wissen. Die Gelegenheit dazu bot sich mir bei der Vorbereitung auf die beiden letzten Expeditionen: Carstensz-Pyramide und Mount Everest.

Im Oktober 2010, noch vor meiner Reise nach Südamerika und in die Antarktis, hatte ich mich erkundigt, an welchen Veranstalter ich mich für die Besteigung des Mount Everest wenden sollte. Meine Wahl fiel auf den Schweizer Kari Kobler, der seit zwanzig Jahren Touren in den Himalaya und den Karakorum anbot und allergrößte Reputation genoss. Mich überzeugte der hohe Standard, den das Unternehmen *Kobler & Partner* bot – und die Erfolgsquote. Trotz der vielen Unwägbarkeiten und der Abhängigkeit von äußeren Faktoren wie dem Wetter, erreichten die meisten der von Kari Kobler und seinem Team vorbereiteten und durchgeführten Expeditionen auf die Achttausender Zentralasiens ihr Ziel. Einer der Gründe für diesen Erfolg liegt darin, dass Kari Kobler diejenigen, die sich für eine Expedition anmelden möchten, genau unter die Lupe nimmt. Sind sie wirklich der Herausforderung gewachsen? *Kobler & Partner* hatte außer

dem Everest auch eine Expedition zur Carstensz-Pyramide im Programm. Es bot sich also an, zunächst einmal in dieser Hinsicht bei den Bergexperten anzuklopfen.

Ende August 2011 fuhr ich nach Bern zum Vorbereitungstreffen für die Carstensz-Expedition. Der Zufall wollte es, dass Kari höchstpersönlich die Leitung übernahm. Zum einen wollte er von Teilnehmern der Vorjahre aufgelaufene Kritikpunkte überprüfen und abstellen, zum anderen hätte Kari mit der Besteigung der Carstensz-Pyramide auch seine *Seven Summits* vollendet. Grund genug also, sich die Lage vor Ort selbst anzuschauen.

Als sich die Gruppe traf, sollte jeder der Teilnehmer zuerst die eigene Motivation für diese »Reise« und dann seine Bergerfahrungen schildern. Bei der Aufzählung meiner bisherigen Aktivitäten lag Karis Frage nahe: »Dann willst du doch sicherlich auch den letzten Schritt gehen?« Ohne meine Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: »Wir werden genug Zeit haben, um zu sehen, ob du für den Everest der Richtige bist.«

Mir war dieses »freundliche Angebot« recht. Das ersehnte Ziel rückte also näher – und ich konnte mir meinerseits auch ein Bild von Kari Kobler und seinem Unternehmen machen, ehe ich ihm endgültig mein Vertrauen schenkte und mich mit ihm auf das »Dach der Welt« begab.

Zum Vorbereitungsprogramm der beiden Touren gehörte nun auch ein Kurs in Höhenmedizin. Ich erhoffte mir nähere Auskünfte – und vielleicht sogar den einen oder anderen praktischen Tipp, wie ich Beschwerden vorbeugen oder lindern konnte. Die Veranstaltung, die in der Nähe von Adelboden in der Schweiz stattfand, wurde von namhaften Kollegen geleitet, die regelmäßig als Expeditionsärzte in den Hochgebirgen dieser Welt unterwegs waren. Ich lernte den Unterschied zwischen der Acute Mountain Sickness (AMS), mit der man ab 3000 Metern über Normalnull rechnen muss, dem Höhenlungenödem (HAPE) und dem Höhenhirnödem (HACE) kennen, erfuhr mehr über deren Prophylaxe und Therapie.

Ich hörte auch Vieles, das ich eigentlich schon wusste: Dass jeder höhenkrank werden kann, aber niemand daran sterben muss; dass jede Gesundheitsstörung, die in den Bergen auftritt, im Zweifelsfall höhenbedingt ist; dass jede ernste Krankheit als AMS angesehen wird, solange nicht eindeutig etwas anderes vorliegt; dass man nur symptomfrei höher steigen und bei Verschlimmerung der Symptome sofort 500 bis 1000 Meter absteigen soll; dass man nicht in Fallen laufen darf – zum Beispiel in Hochtäler, aus

denen man nur über noch höhere Pässe wieder herauskommt – und dass man Höhenkranke nie allein lassen darf.

Besondere Aufmerksamkeit galt den Kopfschmerzen, die selbst bei guter Akklimation in extremen Höhen zum »Alltag« gehören. Sie werden durch den in der Höhe ansteigenden Hirndruck ausgelöst und sind erste Anzeichen eines Hirnödems.

Da diese Weiterbildung als Mischung von Theorie und Praxis angelegt war, wurden mit uns als Teilnehmern auch Ausdauer- und Belastungstests durchgeführt. Dass ich bei den physischen Leistungstests sehr gut abschnitt, stimmte mich froh. Aus der Gruppe war ich allerdings auch der Einzige, der in wenigen Monaten auf den Everest steigen wollte.

Mit dem leitenden Höhenmediziner kam ich ins kollegiale Gespräch, wodurch ich auch von den neuesten Entwicklungen in der Höhenmedizin erfuhr, zum Beispiel von Forschungen mit dem Wirkstoff *Sildenafil*, besser bekannt unter dem Handelsnamen *Viagra*. Die potenzsteigernde Wirkung dieses Präparats war zufällig im Rahmen der Entwicklung von Sildenafil als Mittel zur Behandlung von Bluthochdruck und Angina Pectoris entdeckt worden. Nun hatte man Versuche im Basislager des Mount Everest durchgeführt, bei gut akklimatisierten Probanden, die, in zwei Gruppen aufgeteilt, Belastungstests unterzogen wurden, jeweils mit und ohne Sildenafil. Ergebnis: 50 Milligramm *Viagra* pro Tag führten zu einer Drucksenkung im Lungenkreislauf und einer Leistungssteigerung um zehn Prozent, so die Schilderung des Kollegen. Er überreichte mir auch ein von ihm herausgegebenes Buch mit dem Titel »ABC für Höhenbergsteiger«, das mir ein wichtiger Reisebegleiter werden sollte, mein ärztliches Wissen über die Höhenmedizin vertiefte und die Reiseapotheke erweiterte.

In den vielen Jahren, in denen ich mich am Berg oder auf der Strecke großen Strapazen ausgesetzt hatte, hatte ich auch gelernt, auf meinen Körper zu hören. Ich hatte ein Gefühl dafür entwickelt, wann es an der Zeit war, einen Gang zurückzuschalten, wieder abzusteigen oder etwas zu mir zu nehmen, um den »Mann mit dem Hammer« fernzuhalten. Der Vorteil eines Arztes bei klarem Verstand (Achtung: Höhe!) besteht zusätzlich darin, sich in Notfallsituationen selbst therapieren oder Anweisungen zur Therapie geben zu können.

Der Kurs in Höhenmedizin war jedenfalls spannend und lehrreich. Dass ich jedoch bei meinen beiden letzten Expeditionen als Arzt gefordert war, hatte mit Höhenmedizin nichts zu tun.

Der Reihe nach: Am 10. Oktober 2011 waren wir von Berlin über Zürich zunächst nach Bali geflogen und von dort nach Timika in Westpapua, dem indonesisch besetzten Westteil von Neuguinea. Dort wurde die Expeditionsausrüstung gewogen, bevor es mit einer *Twin Otter* nach Su-gapa ging, einer Siedlung nordwestlich des Sudirman-Gebirges, zu dem auch die Carstensz-Pyramide gehört. Wir, das waren Kari Kobler, die beiden Bergführer Christian und Helmut aus Südtirol und elf Amateur-Bergsteiger: die Schweizer Fritz, Philipp, Hans und Kurt; Andreas (ein weiterer Südtiroler) und der Flame Johann; schließlich aus Deutschland: Philipp, Gert, Stefan, Robert und ich.

Erste Begegnungen mit den Dani, einem indigenen Volk auf Papua, und die tropische Landschaft, durch die wir uns bewegten, ließen mich schon bald ahnen, wie anders diese Expedition verlaufen würde.

Bereits am Tag unserer Ankunft, am 13. Oktober, als wir mit Motorrädern zu unserem ersten Camp fuhren, erlebten wir eine Überraschung. Nach wenigen Kilometern stießen wir auf eine Straßensperre. Uns erwartete die vielköpfige Delegation eines Dani-Stammes. Von gedrungener, urwüchsiger Gestalt beeindruckten mich die Physiognomie und das Mienenspiel besonders der erwachsenen Stammesmitglieder: Sie wirkten streng, bisweilen zornig. Nur selten huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Doch war dies rein äußerlich. Das Gesicht ist bei den Dani, wie ich lernte, kein Spiegel der Seele.

Als wir anhielten, redeten die Dani wild gestikulierend auf uns ein. Fragend sahen wir auf Raymond, unseren Vor-Ort-Begleiter und »Dolmetscher«, den Kari Kobler angeheuert hatte. Raymond war, wie er mir später erzählte, ein gläubiger Christ und studierte Theologie. Mit seiner Arbeit als Reiseführer – sein Büro lag in Sugapa – verdiente er sich sein Studium.

»Worum geht es?«, erkundigten wir uns bei ihm, als die erste Aufregung verklungen war.

»Die Dani verlangen Wegzoll von euch«, gab er uns zu verstehen.

Nach reichlich Palaver einigten wir uns schließlich auf eine angemessene »Gebühr«. Die freie Passage währte indessen nur ein kurzes Stück. Eine weitere Straßensperre, ein anderer Stamm – wieder wortreiche Verhandlungen. Dann noch einmal und noch einmal.

Schließlich erreichten wir das Ende der Straße und begaben uns zu Fuß zu einem Dorf namens Sukambara.



Mit einer kleinen Propellermaschine erreichen wir am 13. Oktober 2011 Su-gapa in Westpapua.



Kari Kobler beim „Treffen der Häuptlinge“ im Dorf Sukambara, 13. Oktober 2011.

Für die Tibeter blieb der Palast ein heiliger Ort, den jeder einmal im Leben besuchen sollte. Pilger umkreisten ihn mit der Gebetsmühle – immer im Uhrzeigersinn. Wir fuhren mit dem Bus zum Roten Berg, auf dem der Palast thront, und mischten uns unter die fromme Menge. Manche Pilger ließen sich auf die Knie fallen, beugten sich vornüber, legten die Hände ausgestreckt auf den Boden, zogen sie wieder zu sich heran und erhoben sich, um einige Meter weiter das Ritual zu wiederholen. Dabei beteten sie unablässig. Nachdem wir das Schauspiel eine Weile betrachtet hatten und mit dem Strom der Pilger ein Stück um den Palast gezogen waren, wollten wir zum Bus zurückkehren. Als wir uns aber umdrehen und in Gegenrichtung weggehen wollten, mahnten die Menschen in unserer Nähe uns eindringlich: »Tut das nicht! Niemand darf am Palast *gegen* den Uhrzeigersinn laufen.«

Also vollendeten wir den vorgeschriebenen Kreis. Wir wollten das Schicksal nicht gleich zu Beginn unserer Reise herausfordern.

Von Lhasa aus fuhren wir durch das tibetische Hochland in Richtung Xigatse, der zweitgrößten Stadt Tibets. Die karge Natur, die glasklaren Seen und Flüsse bildeten mehr als eine großartige Kulisse. Ob wir in einem Kloster oder in einem Dorf Halt machten: Überall empfing uns die Bevölkerung mit großer Freundlichkeit und Herzenswärme.



Der Potala-Palast in Lhasa, 12. April 2013.



Ein tibetischer Mönch, dem ich auf dem Weg zum Pang-La-Pass begegnete. Sein Gesichtsausdruck wurde für mich zum Sinnbild für Zufriedenheit und innere Ruhe.

Am Abend, bevor wir nach Xigatse weiterfahren wollten, kam Kari zu mir.

»Du musst Aldo helfen«, bat er mich.

»Seine Wange ist stark geschwollen, das habe ich gesehen«, erwiderte ich.

»Es wird immer schlimmer. Wir müssen etwas unternehmen.«

Wenig später sprach mich Silvio Mondinelli an: »*Per favore*, Gregor, hilf Aldo! Wenn du ihn wieder gesund machst, trage ich dich zur Not auf den Gipfel.«

»Wow – das nenne ich ein Angebot. Und für mich eine Herausforderung!«

Aldo litt unter fürchterlichen Schmerzen. Vor der Abreise hatte er sich in Italien an den Zähnen behandeln lassen. Ein Zahn war vorgeschädigt gewesen und musste gezogen werden. Das war vor einer großen Expedition nicht unüblich, ein Teil des notwendigen gesundheitlichen Komplett-Checks. Der clevere italienische Zahnarzt hatte es jedoch für angeraten gehalten, das nun leere Zahnfach mit Knochenersatzmaterial zu füllen – vielleicht, weil sich der Eingriff auf diese Weise besser abrechnen ließ? Medizinisch war die Lösung jedoch »suboptimal«. Ganz besonders, wenn

man wusste, dass der Patient kurz danach auf eine längere Expedition gehen würde. Es kam, wie es kommen musste: Eine Kieferentzündung, ein sogenannter Abszess, hatte sich ausgebreitet. Am nächsten Morgen brachen Aldo und ich darum nach Xigatse auf, gemeinsam mit einem tibetischen Verbindungsmann, der zu Karis Vor-Ort-Netzwerk gehörte, während die anderen noch einen Abstecher zu einer Palastbesichtigung unternahmen. Wir fuhren zu einer Praxis, die nicht ganz nach den in Europa geltenden Maßstäben eingerichtet war: Der Behandlungsraum war durch ein Schaufenster voll einsehbar und bot außer den Patienten auch einigen Angehörigen Platz, die als Publikum beiwohnen konnten. Ich schaute zunächst neugierig auf den Arbeitsplatz des Zahnarztes und sah, dass er gerade eine Unterkieferfortsatzfraktur schiente. Hut ab, dachte ich, als Zahnarzt Kieferfrakturen zu versorgen, ist bei uns nicht üblich. Aber die Lage in seinem Lande ließ ihm wohl keine andere Wahl.

Die beiden Zahnstühle waren nicht höhenverstellbar, ich musste in denkbar ungünstiger Haltung arbeiten. Die Praxis hatte mehr die Anmutung eines Frisörsalons. Die Situation war jedoch nicht danach, mäkelig zu sein, und hilfsbereit, wie die Menschen Tibets nun mal sind, unterbrach der Zahnarzt sein Werk und erklärte sich bereit, mir einen der beiden Stühle, sein Instrumentarium und die notwendigen Medikamente zur Verfügung zu stellen. Unter seinen wachsamen Augen und denen einiger Patienten, die auf ihre Behandlung warteten, wandte ich mich Aldo zu, dem der Angstschweiß schon auf der Stirn stand. Andererseits war er froh, von einem Europäer und noch dazu einem Bekannten und Bergkameraden behandelt zu werden. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass die südländischen Patienten immer etwas schmerzempfindlicher sind als die meisten Mitteleuropäer. Sie litten heftig beim Zahnarzt, mehr noch beim Kieferchirurgen. Nichtsdestotrotz war der Erfolg dieser OP für alle enorm wichtig. Ich versetzte mich gedanklich in meine Praxis und versuchte, alle Misslichkeiten auszublenden und genau nach Schema vorzugehen.

Es gilt immer wieder die gleiche alte Medizinerregel: Vorsicht bei Verwandten, Bekannten und Freunden. Bei ihnen geht des Öfteren etwas schief, weil man meint, besonders gut sein zu müssen. Nur wenn man auch bei diesen Leuten vorgeht wie immer, hat man Erfolg. Das hatte ich in den vielen Jahren meiner Praxis zur Genüge erfahren, und ich versuchte, es umzusetzen.

Vor der lokalen Betäubung reichte mir der Kollege einen Alkohol-Wattebausch zur Desinfektion der OP-Region – keinen Tupfer, wie bei uns

2. Mai:

Kurz nach dem Frühstück kommt Kari mit Paulina vom North Col (Nordsattel). Gleich darauf erscheint eine chinesische Reporterin für ein Interview mit Kari. Auch wir sollen zu Wort kommen. Für einen englischsprachigen chinesischen TV-Kanal. Die Journalistin ist sehr weltoffen. Sieben Jahre lebte sie in London. Auch ihr Kameramann, ein Tibeti, beherrscht das Englische gut und scheint »international« beschlagen. Ich darf mein Zelt zeigen und beantworte zusammen mit Kameramann und Reporterin in einem Bergzelt stehend (!) ihre Fragen. Funny!

Kari hat Stress – er muss zum Dinner mit einem gewissen Mister Wang, dem drittreichsten Chinesen.

Das Wetter wird schlechter. Es beginnt zu schneien. Der Berg der Berge zeigt ein wenig seiner Kraft und Macht. Unsere Pläne sind direkt vom Wetter abhängig.

Ich gehe abends nach dem Dinner ins Küchen-Zelt und treffe dort Kari und Silvio. Kari ist abends regelmäßig bei seiner Mannschaft – gut so. Wie ein echter Käpt'n.

Von dem Sherpa, der für das Wiegen der Klamotten verantwortlich war, die wir auf den North Col haben bringen lassen, erfahre ich, dass es bei mir 10 Kilogramm waren. Kommt mir zwar etwas viel vor, ist mir aber egal. Gute Leistung muss gut bezahlt werden. Morgen werde ich ihm 100 US-Dollar geben, wie abgemacht: 10 US-Dollar pro Kilogramm bis zum Nordsattel. Gute Nacht!

PS: Kasan, der Kitchenboy, kann nun langsam meinen Namen aussprechen.

Am nächsten Morgen wartete Kari zum Frühstück mit unangenehmen Nachrichten auf: Für die nächsten vier bis fünf Tage waren heftige Winde mit Sturmböen bis zu 120 Kilometern pro Stunde angekündigt. Wir entschieden, noch am selben Tag ins Basislager zurückzukehren. In aller Eile packten wir unsere Sachen, machten unsere Zelte flach, beschwerten sie mit Steinen und brachen um 10 Uhr auf.

3. Mai:

Wir laufen durch ein Gemisch aus Fels und Eis. Es ist ein hektischer Aufbruch. Ich laufe als Letzter. Komme kaum hinterher. Ab und zu wartet Michi noch, dann zieht er seine Bahnen. 8,5 Kilometer bis ins Intermediate Base Camp. Es ist anstrengend. Ich fotografiere viel und halte gerade so

Anschluss an Karin. Im Intermediate Base Camp treffen wir uns mit Michi und Paulina. Aldo und Silvio sind schon weiter vorn. Karin und ich essen noch eine Nudelsuppe. Inzwischen gehen Paulina und Michi schon vor. Der zweite Streckenabschnitt ist ähnlich anstrengend, ich komme kaum dazu, meinen Gedanken nachzugehen. Möchte aber auch weiter fotografieren, die Natur ist überwältigend, gigantisch.

Am Ende des Abstiegs holen wir Michi und Paulina ein, Karin läuft straff vorbei. Ich gehe mit den beiden anderen gemeinsam zum Ziel – und sehe am Ende aus wie ein »Staubschwein«.



Eine buddhistische Nonne (Bhikkhuni), 5. Mai. Ihr Kloster steht in der Nähe des Basislagers und wurde direkt in den Felsen geschlagen. Im Hintergrund die Gipfelpyramide des Everest mit typischer Wetterfahne.

Wir blieben bis zum 7. Mai im Basislager, besichtigten ein kleines, fast nur aus Ruinen bestehendes Kloster, in dem aber noch Bhikkhuni (buddhistische Nonnen) wohnten, und eine »Zelt- und Hotelstadt« direkt am

Füße des Basislagers. Dortbummelten wir über den Sonntagsmarkt, auf dem vor allem Souvenirhändler ihre Waren anboten. Zudem nutzten wir die Gelegenheit für ein paar persönliche Gespräche und etwas ausgedehntere Unterhaltungen.

Aldo erzählte mir von seiner ersten Tour zum Everest. Mit zwei namhaften italienischen Bergsteigern hatte er seinerzeit über die Südroute versucht, zum Ziel zu kommen, schaffte es aber nur bis zum South Col (7500 Meter) – ein totaler Flop.

»Mehrfach durchquerten wir den Khumbu-Eisbruch. Äußerst gefährlich!«, berichtete er. »Um mich zu erholen, bin ich mit einem Helikopter nach Kathmandu geflogen worden. Dort habe ich mir aber einen Virus eingefangen. Als ich, zurück im Basislager, bei einem Arzt vorsprach, schickte der mich sofort nach Hause. Das war's mit dem Everest – bis Silvio mich überredet hat, es noch einmal zu versuchen.«

Silvio war ein Cousin seiner Frau, mit der er in zweiter Ehe verheiratet war. Siebzehn Jahre jünger als Aldo, war sie ausgesprochen hübsch. Aldo schien sie abgöttisch zu lieben: Bei jeder Gelegenheit telefonierte er über sein Satelliten-Telefon mit ihr. Er war der Einzige von unserer gesamten Truppe, der ein solches Telefon bei sich hatte.

Am 7. Mai, einen Tag vor der Rückkehr zum ABC, unternahm ich mit Urs einen ausgedehnten Spaziergang. Auch er hatte bis dato schon zwei Anläufe auf den Everest unternommen. Bei seinem letzten Versuch kam er bis auf 8600 Meter, dann brach sein Sherpa wetterbedingt den weiteren Aufstieg ab. Unten angekommen, völlig enttäuscht, traf er Kari Kobler. Der hatte ihm Mut gemacht für einen dritten Versuch.

Vom Basislager aus wanderten Urs und ich in nördlicher Richtung, begaben uns zunächst auf einen Aussichtshügel für Touristen und statteten anschließend einem Denkmal für George Mallory und Andrew Irvine einen Besuch ab. Tief beeindruckt verharrte ich vor der Gedenktafel. Sie waren wahrhafte Pioniere, die ihr Leben gaben für einen Traum. Wir waren Zwerge auf dem Rücken von Riesen.

Es war der 7. Mai, meine letzte Nacht im Basislager vor dem langen schweren Weg zum Gipfel. Ich legte mich in meinen Schlafsack, wollte mir den Wecker für den nächsten Morgen stellen und sah voller Verwunderung, dass mein Handy Empfang hatte. Ich las die liebevoll-erotische Nachricht einer schönen Frau, die mir sehr nahestand und deren Worte mir viel Kraft gaben und meinen Willen stärkten, heil zurückzukommen.



Bei der Gedenktafel für George Mallory und Andrew Irvine

Das höchste Café der Welt

8. Mai, Base Camp, 5200 Meter:

Ich stehe beizeiten auf und habe zum Frühstück schon so ziemlich alles gepackt. Wir starten um 9 Uhr – Paulina, Karin und ich. Eigentlich etwas zu spät, wenn es ohne Übernachtung im Intermediate Camp bis ins Advanced Base Camp (ABC) gehen soll.

Karin läuft einen sehr konstanten Schritt, Paulina und ich hinterher. Bis zum Intermediate Camp geht's mir richtig gut. Paulina legt kurz vor dem Intermediate Camp einen Zwischenspurt ein und ist erst mal ohne Pause weg. Bis 13.40 Uhr Pause (Nudelsuppe und warmer Saft), dann weiter, obwohl es schon sehr spät ist! Hätte man vielleicht besser im Intermediate Camp übernachtet sollen, wie mit Kari ursprünglich abgesprochen? Trotzdem gehen wir los. Der zweite Teil ist deutlich anstrengender und kommt mir ewig vor. Ich laufe wie in Trance und beginne, für jedes Familienmitglied ein Vaterunser zu beten. Aber wer gehört eigentlich noch alles zur Familie? Egal, ich habe Zeit, alle bekommen eins!

Der Weg neben den Eismoränen scheint endlos. Wir kommen voran, aber die Zeit vergeht so schnell. Es ist nach 17 Uhr. Höhe schon über 6000 Meter. Es wird kalt. Beim letzten Stopp ziehe ich zum ersten Mal die Goretex-Hose und die Mammut-Handschuhe an. Trotzdem spüre ich die Kälte immer mehr, da die Sonne uns nicht mehr wärmt.

Wir holen Paulina wieder ein, Karin gibt mir ein Wärmepack, aber das funktioniert nicht richtig. Ich bekomme es nicht dahin, wo es richtig kalt ist. Endlich sehen wir die ersten Zelte. Ein Sherpa kommt mir mit warmem Saft entgegen. Aber noch sind es knapp 100 Höhenmeter! Kurz vor 18.30 Uhr betreten wir endlich das superwarme Essenzelt. Es war wirklich auf den letzten Drücker!

Kaum Abendbrot gegessen, platt, erst mal eine Aspirin, dann mit Wärmeflasche, Rucksack und Stiefeln ins Zelt. Alles gerichtet und eingeschlafen. Gegen Mitternacht mit viehischen Kopfschmerzen erwacht. Außerdem muss ich pinkeln und draußen ist es saukalt. Nehme in Ermangelung einer Pee-Box meinen Kochtopf, den ich hier wahrscheinlich nicht mehr brauche. Dann eine Ibuprofen und ich wache um 6.30 Uhr auf – ohne Kopfschmerzen.

Inzwischen hatte Kari über Meteotest Bern neue Wetterprognosen erhalten. Zwischen dem 15. und 20. Mai durften wir mit gutem Wetter für den Aufstieg zum Gipfel rechnen. Bevor es so weit war, stand der zweite Aufstieg zum Nordsattel auf dem Programm – unsere letzte Akklimatisations-Tour.

Am 10. Mai machten wir uns gegen neun Uhr auf den Weg. Ich spürte, dass ich heute leistungsfähiger war, besonders auf dem ersten Teil der Strecke. Ob es an der Einnahme von 50 Milligramm Viagra lag, ist schwer zu sagen. Ich wollte jedenfalls das im Höhenmedizinkurs erworbene Wissen direkt am Berg ausprobieren. Deshalb nahm ich die gleiche Strecke, den Aufstieg zum Nordsattel, einmal ohne und einmal mit Viagra. Natürlich weiß ich auch um die Wirkung von Placebos. Wie auch immer: Ich war topfit! Eine Erfahrung mehr. In einer steilen Eiswand überholte ich Karin mit einem echten Kraftakt auf nur einer Seillänge und fühlte mich auch danach noch frisch. Alles lief glatt. Bereits gegen zwei Uhr mittags kam ich in unserem Lager am Nordsattel an.

Erst wenn du wieder unten bist ...

Aus unserer Expeditionsgruppe war ich der Erste auf dem Gipfel. Chef-sherpa Dendy hatte es zu Kari ins ABC gefunkt, und Kari konnte es kaum glauben: »Immer der Letzte und jetzt als Erster auf dem Gipfel! Respekt, Big Job!«, ließ er mir ausrichten – vor Stolz war ich wie im siebten Himmel, und wo anders als hier hätte ich mich so fühlen können?

Geflutet mit Adrenalin, spürte ich kaum die körperliche Erschöpfung und ließ die Sauerstoffmaske unten. Ich versuchte, den Augenblick ganz in mich aufzunehmen. Doch war kaum Zeit, um innezuhalten: Schon bald, nachdem ich als erster Mensch einen auf dem Dach der Welt zubereiteten Kaffee getrunken hatte, ohne es gleich zu begreifen, bat Michi mich für einen weiteren Höhenrekord um meine Mithilfe. So hatten wir es im Basislager besprochen. Mit einem speziellen Messgerät wollte er meine Augentemperatur messen und dieses kaum wiederholbare Messergebnis in eine seiner Studien einbringen. Nun setzte ich auch noch meine Brille ab, um die Messung durchführen zu lassen. Kostbare Zeit, die mir später fast zum Verhängnis wurde.

Anschließend kramte ich das MKG-Plakat heraus – und dabei flogen mir 500 Dollar weg, die ich für Notfälle dabeihatte, und ein Brief von meinem Sohn. Na gut, noch ein Geschenk an die Muttergöttin der Erde, dachte ich: Der Brief von Gabriel, den ich oft genug gelesen hatte, war hier oben auch gut aufgehoben, und auch mit 500 Dollar hätte mich im Notfall keiner aus der Todeszone herausbringen können – welche Symbolik!

Jetzt half mir Michi im Gegenzug, das Plakat mit den Logos von MKG-Halle-Dessau und *Dentsply Implants* im stürmischen Wind auszurollen und für ein Foto zu halten. Ich war stolz, als erster Kieferchirurg mit einem Plakat meiner Praxis auf dem Dach der Welt zu stehen!

Fotografien, einzeln oder in Gruppen, hier ein kurzer Blickwechsel mit Karin, Michi oder Paulina, da noch ein Blick über Felsen und Wolken, an diesem Gipfeltag wie aus dem Bilderbuch – die Zeit verging im Nu. Silvio Mondinelli, der einige Minuten nach mir oben angekommen war, sah ich bereits nach 15 Minuten wieder absteigen. »Warum genießt er den Moment nicht noch etwas?«, fragte ich mich. Für einen kurzen Augenblick, einem der emotionalsten meines Lebens, hatte ich vergessen, dass der Ab-

stieg noch vor mir lag. Ganza brachte mich zurück auf den Boden der Realität: »Let's go down. It's a long way to camp 3«, sagte er – und wir brachen auf.

Der Abstieg war eine Qual. Besonders das Abseilen zwischen Step 2 und Step 1 machte mir zu schaffen: Kein fester Tritt, keine Leiter, sauwindig, ein Abgrund ohne Ende, die Angst, einen Fehltritt zu machen – aber ich musste hier runter, wenn auch nur irgendwie krallend Meter für Meter.

Danach schleppte ich mich über den lang gezogenen, mir endlos erscheinenden Kamm in 8500 Meter Höhe. Solange wir nicht an Höhe verloren, wurde ich immer schwächer und schwächer.

»Wann geht es endlich runter?«, fragte ich mich und taumelte weiter und weiter. Dabei erblickte ich, hier in einer kleinen Mulde, da an einer Felskante, einen um den anderen Leichnam. Beim Aufstieg, im Licht der Stirnlampen frühmorgens, waren sie noch dunkle Schatten gewesen. Jetzt sprangen sie mir förmlich in die Augen und machten mir Angst. Sie lagen da wie drapiert – oft in nagelneuen Daunenanzügen, mit bestem Equipment. Sie zu bergen wäre viel zu gefährlich. Darum wurden es immer mehr. Erstarre, gefrorene, zum Teil entstellte Gesichter – grässliche Anblicke. Ich musste wieder an den sterbenden Japaner denken.

Ich klinkte mich in eine neue Seillänge ein, bückte mich, sah nach rechts: Hinter einem Felsvorsprung wie zusammengekauert, das Gesicht abgewandt, lag ein toter Bergsteiger direkt vor meinen Augen. »So willst du nicht enden!«, sagte ich mir. »Runter, keine Pause, du musst sehen, dass du runterkommst!«, spornte ich mich an. Immer weiter auf diesem 2,9 Kilometer langen Kamm.

21. Mai, beim Abstieg zwischen Gipfel und Lager 3:

Es will nicht runtergehen. Ich bin stehend k.o. und muss einfach eine Pause machen, sonst kann ich die Konzentration nicht halten. Wir kauern uns in eine mit Sauerstoffflaschen und etwas Müll gefüllte Kuhle. Ich muss dringend pinkeln, bin aber zu schwach, um die Pause zum Aufstehen zu unterbrechen und die vielen Reißverschlüsse zu öffnen. Ich gehe nur ein kleines Stück, sehe aber, dass ich auf einer riesigen Wechte stehe, unter dem Überhang tausende Meter Abgrund. Oh Gott, zu gefährlich, lass es, sage ich mir. Weiter aushalten. Auch nach der Pause, in der wir nichts trinken, weil wir nichts mehr haben, gewinne ich keine Kräfte, im Gegen- teil: Ich werde immer schwächer. Stehend falle ich einfach um, ich muss

was machen. Stopp: Ich wühle alle Taschen durch, nehme alles Essbare raus, das ich finde: einzelne verklebte Rosinen, Nüsse und – welch Glück – noch zwei Traubenzucker-Drops: Eins für Ganza, eins für mich. Mein Mund ist so trocken, dass ich ohne etwas zu trinken kaum schlucken kann, die Kehle ist wie zugeschnürt. Doch nun muss ich ohne Flüssigkeit die festen Brocken schlucken, eine Qual, aber es muss sein, sonst bleibe ich auf der Strecke. Bin nicht mehr geistiger Herr der Lage, und wenn das so bleibt, hat Ganza ein ganz großes Problem!

Ich stürze, nur noch vom Geist und Überlebenswillen getrieben, Ganza hinterher. Klinke mich an ungefährlichen Stellen gar nicht mehr ein. Das Seil habe ich zum Bremsen um den Arm gewickelt (scheiß auf die Daunenjacke!). Mit relativ viel Risiko vorwärts nach unten. Steilere Passagen überstolpere ich. Immer noch kein Ende des Kammes in Sicht! Ich muss Höhe verlieren, wenn ich nicht sterben will!

Mehr als drei Stunden befanden wir uns in dieser Höhe, in der Todeszone. Endlich war der Kamm zu Ende und es ging wieder merklich abwärts. Mit jedem verlorenen Höhenmeter fühlte ich mich besser. Bald sprang ich mehr, als dass ich meine Schritte vorsichtig setzte, fiel auf den Hintern, rutschte ein paar Meter, stand wieder auf, überstolperte ganze Seillängen ohne Sicherung.

Ohne meinen treuen Gefährten Ganza, der mir ein ums andere Mal beim Ein- und Ausklinken half, wäre die Wahrscheinlichkeit, lebend zurück zu kommen, deutlich geringer gewesen.

Fix und fertig erreichten wir Lager 3. Hier sah man keine Leichen mehr, ich fühlte mich wie zurück ins Leben katapultiert. »Jetzt hast du eine Riesenchance«, sagte ich mir, »es auch wieder ganz bis nach unten zu schaffen.« Die Sherpas waren damit beschäftigt, das Lager wieder abzubauen. Ich trank und trank und trank, setzte mich auf einen Felsvorsprung und genoss das emsige Treiben der Sherpas. Ich kam mir vor wie auf dem Marktplatz einer Großstadt, wie zurück in der Zivilisation, endlich wieder unter Menschen. Ich begann, mich allmählich zu erholen. Und das in einer Höhe von 8210 Metern.

In Lager 3 trennten sich die Wege von Ganza Sherpa und mir. Er gab mir die Spiegelreflexkamera zurück, die er für mich auf den Gipfel getragen hatte. Jetzt merkte ich erst, wie schwer sie war, und wusste die Leistung meines treuen Sherpas umso höher zu schätzen.

Chefsherpa Dendy berichtete im Vorbeigehen, er habe an Kari durchgegeben, dass Gregor nun auch auf 8210 Metern angekommen sei, als Letzter der Gruppe! Kari hatte schon ungeduldig in der Kommandozentrale gewartet. »Wo bleibt denn Gregor? Der war doch oben der Erste?«

Jetzt, sagte Dendy, werde Kari die E-Mail an alle mitfiebernden Menschen in der Heimat schreiben: »Alle waren auf dem Gipfel!«

Voller Optimismus stieg ich alleine weiter ab. Gelegentlich heftete ich mich an andere Bergsteiger, meistens Sherpas, und war glücklich über die Geschwindigkeit, mit der ich Höhenmeter verlor.

In Lager 2 auf 7700 Metern hielt ich mich nicht lange auf. Im Bewusstsein, wieder 500 Höhenmeter geschafft zu haben, trank ich nur etwas und stieg weiter ab, immer runter, runter, nur runter. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Wolken kamen auf, es begann zu schneien. Schon konnte ich den Nordsattel auf gut 7000 Metern sehen, wo ich schon zwei Mal übernachtet hatte – und war einfach nur glücklich. Aufgrund des schlechten Wetters und der einbrechenden Dämmerung wollte ich nur bis zu ihm absteigen, dort eine Nacht verbringen und erst am nächsten Morgen die steile Eispassage zum ABC mit frischen Kräften angehen. Als ich auf dem vertrauten 7000-Meter-Sattel angekommen war, kam er mir beinahe wie ein Basislager vor. Ich steuerte direkt auf die Zelte zu.

Und dort erwartete mich eine Überraschung: Silvio und Aldo saßen im Halbkreis mit einigen Sherpas und reichten mir eine Büchse Cola! Ich hatte nicht daran geglaubt, beim Abstieg noch jemanden aus meiner Gruppe einzuholen. Aber wie schon am Denali nahm meine Leistungskraft auch hier mit abnehmender Höhe deutlich zu.

Wie war ich froh, die beiden zu treffen! Wir fielen uns um den Hals und gratulierten uns gegenseitig. Ich bemerkte, wie erschöpft Aldo war, und freute mich, dass die beiden offenbar auch auf dem Nordsattel übernachten wollten. Doch Silvio widersprach: »Wir steigen noch ins ABC ab.«

»Ist das nicht zu gefährlich, bei dem Wetter?«

»Gregor, so oft, wie du das jetzt gemacht hast, ist es kein Problem, auch bei einem solchen Wetter.«

Da änderte ich meine Meinung. Ich vertraute dem Profi und freute mich, ihn beim Abseilen in meiner Nähe zu wissen. Wir begaben uns zum üblichen Abseilpunkt des Nordsattels. Doch wieder kam ich nicht aus dem Knick und war als Letzter am obersten Fixseil. Von dort sah ich, dass Aldo

mächtig kämpfen musste. Seine Kräfte schwanden immer mehr. Weiter rechts gab es noch eine zweite abgesicherte Strecke, die zwar über einige relativ breite Gletscherspalten, aber ohne Umwege direkt nach unten führte. Spontan entschloss ich mich, diese Route zu nehmen.

Silvio hatte Recht: Die Handgriffe beim Abseilen waren mir mittlerweile so vertraut, dass ich förmlich nach unten flog. Im Nu war ich an Aldo vorbei. Meine Route war zwar steiler und etwas schwerer, aber viel schneller. Ich glitt wie entfesselt abwärts. Jetzt konnte ich die andere Gruppe schon nicht mehr sehen.

Die letzte Seillänge: Ich schwang mich förmlich nach unten – und hatte endlich wieder festen Boden unter den Füßen. Gut, dass ich mich für diese Route entschieden hatte.



Selbst die unverwüstlichen Yaks schienen der Witterung wenig abgewinnen zu können. Sie schauten recht betrübt aus ihrer wolligen Wäsche.

Jetzt noch über einige Schnee- und Eisfelder bis zum Crampon Point, dachte ich bei mir, und dann bist du gleich am ABC. Aber was war das? Nach etwa einer halben Stunde Fußmarsch stand am Ende eines Schneefeldes eine einsame Gestalt. Es begann, dicke Flocken zu schneien. Meine